

Rückblicke - Einblicke - Ausblicke

Zur Geschichte der Stadt Burgdorf und ihrer jüdischen Bürgerinnen und Bürger

Die preußische Akademie der Künste hat im Jahr 1865 dem jüdischen Komponisten Louis Lewandowski den Titel eines „Königlichen Musikdirektors“ verliehen. Damit wurde die Leistung des Chorleiters und Komponisten an der größten jüdischen Gemeinde Deutschlands in Berlin gewürdigt. Drei der von ihm vertonten Psalmen hat uns Der Kleine Chor unter Leitung von Ilse Bartels-Kohl eben ins Ohr und ins Herz gesungen. Vier weitere werden wir an diesem Abend noch hören.

Die Psalmen prägen die Gottesdienste in Synagogen und Kirchen. Der Psalter ist Gebetbuch und Liederbuch für Juden und Christen. Menschliche Existenz wird in den Psalmen zwischen den Polen Freude und Leid, Dankbarkeit und Verzweiflung, Erfüllung und Sinnlosigkeit, Leben und Sterben in der Schwebelage gehalten – und in allen Facetten zur Sprache gebracht. Keine Schrift der Bibel, wohl überhaupt keine Schrift, ist so oft und so intensiv gelesen und gebetet worden. Viele von uns können einzelne Psalmen auswendig aufsagen. Der Psalter ist eine einzigartige Schatztruhe voller tiefer existentieller Erfahrungen und Weisheiten. Er ist ein Geschenk des Judentums an die Menschheit. Vor allem die christlichen Kirchen haben mit diesem Geschenk gewuchert und tun es heute nach wie vor.

Als im Jahr 1689 Wulf Aaron als erster Jude mit seiner Familie in Burgdorf sesshaft wurde, wird er neben Hausrat und Höker-Waren ganz bestimmt auch ein Gebetbuch im Gepäck gehabt haben. Ein Gebetbuch, ein „Siddur“, in dem die Psalmen eine zentrale Rolle spielen. Nach seinem Tod hat seine Witwe Lea den Händler Leffmann Meyer geheiratet. Nachkommen aus dieser Ehe haben bis 1937 in Burgdorf gewohnt – und deren Nachkommen wiederum leben vermutlich heute noch in London. Aber wir haben sie bisher nicht ausfindig machen können. Von Leffmann Meyer wissen wir, dass er in seinem Haus Ecke Knickstrasse/ Braunschweiger Strasse einen Betraum eingerichtet hatte. Eine erste kleine und bescheidene Synagoge. Dort sind Psalmen gebetet und gesungen worden. Und in der wenige hundert Meter entfernten St. Pankratius-Kirche ebenfalls.

In Burgdorf trafen die ersten jüdischen Familien auf eine geschlossen christliche Gesellschaft. Auf ein „corpus christianum“, wie die Einheit von Kirche, Gesellschaft und Bürgerschaft bezeichnet wurde. Das hatte konkrete Folgerungen. Juden gehörten zur Bürgerschaft, aber nicht im vollen Sinne. Sie belegten gewissermaßen jeweils den Platz einer christlichen Familie. Und deswegen hatten die jüdischen Familien an den Burgdorfer Superintendenten sogenannte Stolgebühren pauschal zu entrichten. Also die Gebühren, die dem Superintendenten für den Sitzplatz in der Kirche, den „Stuhl“, und für Taufen,

Trauungen und Beerdigungen zustanden und von denen er zum Teil seinen Lebensunterhalt bestreiten musste. Diese Regelung erscheint uns seltsam, denn die kirchlichen Handlungen konnten und wollten die jüdischen Bürgerinnen und Bürger ja gar nicht in Anspruch nehmen. Aber wenn in den Häusern, die sie bewohnten, christliche Familien gelebt hätten, dann wären bei den entsprechenden Anlässen dem Superintendenten Stolgebühren zugeflossen. Das war die Logik dieser Regelung. Und für diesen hypothetischen Ausfall hatten die jüdischen Familien zu zahlen. Nach Wulf Aaron hat dieses System noch rund 150 Jahre lang Bestand gehabt.

In Burgdorf trafen die ersten jüdischen Familien freilich noch in einem ganz anderen Sinne auf eine geschlossene christliche Gesellschaft. Auf eine Gesellschaft nämlich, die sich ihnen gegenüber haushoch überlegen fühlte und sich entsprechend verhielt. Ein religiöses Überlegenheitsbewusstsein, in dem seit anderthalb Jahrtausenden die bleibende Verwurzelung des christlichen Glaubens im Judentum immer stärker verdrängt und verleugnet worden war. Ein Selbstbewusstsein, das die Christenheit als legitime Erbin des Glaubens Israels verstand. Das Judentum dagegen als enterbt und seiner religiösen Legitimation beraubt.

Wie sehr der christliche Glaube im Glauben Israels verwurzelt ist, lässt sich an der engen Verknüpfung von Neuem Testament und Psalter zeigen. Das gilt zunächst ganz einfach statistisch. Von den 150 Psalmen werden im Neuen Testament 104 ausdrücklich zitiert. Hinzuzurechnen wäre noch die mehrfache Zitierung einzelner beliebter Psalmworte. Wenn man diese Zitate streichen würde, wären viele Abschnitte des Neuen Testaments unverständlich. Wenn auch noch die übrigen Zitate aus dem ersten Testament, also aus der hebräischen Bibel, die wir Christen Altes Testament nennen, gestrichen würden, bliebe ein verwirrender in sich sinnloser Text zurück.

Von größerem Gewicht ist eine inhaltliche Feststellung: Der christliche Glaube ist so stark im Glauben Israels verwurzelt, dass er ohne Rückbezug auf die Inhalte der hebräischen Bibel nicht beschrieben und verstanden werden kann. Die Verkündigung Jesu setzt die Botschaft der Thora, also der fünf Bücher Mose, die Botschaft der Propheten und der übrigen Schriften, zu denen die Psalmen gerechnet werden, voraus und bezieht sich vielfach darauf. Ja Jesus sagt klar und pointiert: „Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, das Gesetz (damit meint er die Thora) oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüpfelchen vom Gesetz (von der Thora also), bis es alles geschieht.“ (Matthäus 5, 17f.)

Das Neue Testament setzt das Alte Testament, die hebräische Bibel, voraus. Das Alte Testament gehört deswegen notwendigerweise zum Kanon der Schriften, auf die sich die christliche Kirche beruft und stützt. Im Neuen Testament werden wichtige Themen des Glaubens entweder nur gestreift, oder gar nicht thematisiert. Sie werden, weil in der hebräischen Bibel bereits behandelt, als bekannt vorausgesetzt.

Das gilt zum Beispiel für das Thema Weltschöpfung und Weltverantwortung des Menschen. „Gott nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte.“ (1. Mose 3,15)

Das gilt für das Verständnis des Menschen als Gegenüber Gottes. Als das Wesen, das durch den Ruf Gottes als Person konstituiert wird und dadurch eine unverlierbare Würde gewinnt. „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“ (1. Mose 1, 27) „Was ist der Mensch, dass du, Gott, seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst.“ (Psalm 8, 5)

Die Korrespondenz zwischen Urzeit und Endzeit, zwischen Ursprung und Ziel, zwischen Schöpfung und Erlösung wird im Neuen Testament vorausgesetzt und in Bildern und Worten des Alten Testamentes aufgenommen.

Das Verständnis von Zeit und Geschichte ist in der hebräischen Bibel in seinen unterschiedlichen Facetten erwogen und diskutiert worden. Da wird etwas gewusst vom Kreislauf der Natur, des Lebens, der menschlichen Erfahrungen. Aber durch diese, wie es scheint, sich unendlich wiederholenden Kreisbewegungen hindurch schießt ein Pfeil. Die Welt, der Kosmos und unsere kleine menschliche Existenz, sie sind auf ein Ziel hin entworfen.

Dass Gott eine barmherzige Macht ist und bleibt allen gegenläufigen Erfahrungen zum Trotz und allen Anfechtungen und Zweifeln unserer Herzen zum Trotz, das ist Kern des Neuen Testamentes. Das ist ebenso stark im Alten Testament bezeugt: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht Gott, dein Erbarmer.“ (Jesaja 54, 10)

Von Wulf und Lea Aaron an, dem ersten Juden in Burgdorf und seiner Frau, bis zu Meyer und Ida Löwenstein, dem letzten jüdischen Lehrer Burgdorfs und seiner Frau, ist das geglaubt und gehofft worden. Die Christen und Christinnen in unserer Stadt haben diese Zusage auf sich bezogen. Sie hat zuerst und vor allem Israel gegolten und gilt weiterhin Israel. Jesus hat uns in die Verheißungsgeschichte Gottes mit seinem Volk einbezogen. Und deswegen dürfen wir auch für uns zu Recht darauf setzen. Doch fatal wurde diese Zuversicht, als sie sich mit der Überzeugung verband, dass Israel nicht mehr

unter dieser und all den anderen Verheißungen stehe und dass die Kirche an die Stelle Israels getreten sei.

Um das Besondere des christlichen Glaubens zu betonen, wurden Gegensätze zum jüdischen Glauben konstruiert, die einer Nachprüfung nicht standhalten können. So ist zum Beispiel für lutherische Theologie die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium, existentiell gesprochen die Unterscheidung von „ich soll“ und „ich darf“, grundlegend wichtig. Unter der Hand wurde dann das Gesetz im Alten Testament verortet und so dem Judentum zugerechnet und das Evangelium im Neuen Testament verortet und dem Christentum gutgeschrieben. In Wirklichkeit aber ist die Dialektik von Gesetz und Evangelium, von Forderung und Freiheit, von Recht und Gnade, von Sollen und Dürfen in beiden Teilen unserer Bibel zu finden. Das kann auch gar nicht anders sein, weil die Spannung von Sollen und Dürfen für menschliche Existenz elementar ist. Von herausragender Bedeutung ist, dass wie im Neuen Testament so auch schon in der hebräischen Bibel das Evangelium an erster Stelle steht und die Gebote als Spielregeln der Freiheit folgen. Die Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten ist das grundlegende Urerlebnis für den Glauben Israels. Dem Dekalog, den zehn Geboten, wird darum die Erinnerung an die Befreiung vorangestellt: „Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus Ägyptenland geführt hat, aus der Knechtschaft.“ Und dann folgt zehn Mal „du sollst“, „du sollst nicht“. Evangelium und Gesetz, in dieser Reihenfolge, aber Evangelium, die „Freiheitserfahrung“, zuerst und grundlegend.

Oder, um ein anderes, ein nahezu „volkstümlich“ gewordenes Beispiel zu nennen: Viele Christinnen und Christen waren und sind der Ansicht, das Gebot der Nächstenliebe und erst recht das Gebot der Feindesliebe sei nur im Neuen Testament zu finden. Im Alten Testament gehe es dagegen um stricte Gerechtigkeit, ja um Rache. Aber dort ist zu lesen: „Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brot, dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser.“ (Sprüche 25, 21) Oder: „Wenn du dem Rind oder Esel deines Feindes begegnest, die sich verirrt haben, so sollst du sie ihm wieder zuführen. Wenn du den Esel deines Widersachers unter seiner Last liegen siehst, so lass ihn ja nicht im Stich, sondern hilf mit ihm zusammen dem Tiere auf.“ (2. Mose, 23, 4) Diese konkreten Beispiele hatte Jesus im Ohr, als er in der Bergpredigt ausrief: „Liebet eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen.“ (Matthäus 5, 44)

Jesus versteht sich als Jude. Er sieht sich in der Mitte der jüdischen Tradition verankert. Das Glaubensbekenntnis Israels ist sein Credo. Das konnten wir am vorletzten Sonntag, am 16. August 2009, bei der Verlesung des Evangeliums (Markus 12, 29 – 31) wahrnehmen. Jesus wird gefragt, welches das zentrale Gebot, welches das höchste aller Gebote sei. Und er antwortet mit Zitaten aus dem Alten Testament: „Höre, Israel, der HERR, unser Gott, ist der HERR allein, und du sollst den HERRN, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer

Seele, von ganzem Gemüt und von allen deinen Kräften“ (5. Mose 6, 4f) Das andere ist dies: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ (3. Mose 19, 18) Es ist kein anderes Gebot größer als diese.

Das Gebot der Nächstenliebe und der Selbstliebe, das wir Christinnen und Christen als Wort Jesu im Ohr haben, das wir zu Recht als Bündelung aller Gebote deuten und für uns als befreiend und bindend zugleich verstehen, es ist ein Zitat aus der hebräischen Bibel.

Jesus identifiziert sich mit der zentralen Botschaft der Thora, indem er seine Antwort beginnt mit dem „Schma Israel“, mit dem Glaubensbekenntnis Israels: „Höre, Israel, der HERR ist unser Gott, der HERR allein.“ Wenn ein jüdisches Kind geboren wird, flüstert man ihm diesen Satz ins Ohr. Das ist das Erste, was es hören soll, die grundlegend wichtige Botschaft. Das ist der erste und der letzte Satz, den ein gläubiger Jude murmeln soll. Alles andere ist dem nachgeordnet. An erster Stelle steht die Zusage Gottes. Ich bin euer Gott und ich will und werde für euch da sein. Danach folgen seine Weisungen für ein gelingendes, für ein humanes Leben, die Gebote. Das Ja Gottes zu uns befreit uns zur Selbstbejahung und zur Bejahung der anderen. Die Liebe Gottes befreit uns zur Selbstliebe und zur Nächstenliebe.

Es ist also festzuhalten: Jesus versteht sich als Jude. Er sieht sich in der Mitte der jüdischen Tradition verankert. Das Glaubensbekenntnis Israels ist sein Credo. Wenn das so ist, was unterscheidet dann aber Christen und Juden, was trennt sie voneinander?

Schalom Ben-Chorin, der 1913 in München geborene Literatur- und Religionswissenschaftler, hat den grundlegenden Unterschied auf eine knappe Formel gebracht. Ben-Chorin ist 1935 nach Jerusalem emigriert, nachdem er mehrfach von der Gestapo, der geheimen Staatspolizei des nationalsozialistischen Staates, verhaftet und drangsaliert worden war. Nach 1945 war dieser Dichter und theologische Denker einer der Ersten, die nach dem Holocaust und ihm zum Trotz für ein neues und besseres Verständnis zwischen Juden und Christen, zwischen Israelis und Deutschen eingetreten sind. Mehr, die gegen tief verwurzelte Vorurteile, gegen Skepsis und Unverständnis gekämpft haben. Eines seiner Ziele war, dass ein „freierer Blick vom Judentum auf das Christentum und vom Christentum auf das Judentum“ möglich würde. Er hat die Gemeinsamkeiten herausgearbeitet und betont und die Unterschiede klar und offen benannt. Seine knappe Formel lautet: „Der Glaube Jesu verbindet uns. Der Glaube an Jesus trennt uns.“

Damit trifft er den Kern. Wir Christen sehen in dem Juden Jesus aus Nazareth wie in einem Brennglas gebündelt die wesentlichen Linien, Verheißungen und Hoffnungen, von denen die hebräische Bibel, das Alte Testament, durchzogen

ist und die im Neuen Testament aufgenommen und fortgeführt werden. Wir glauben in den Worten, im Leben und Sterben Jesu die Gegenwart Gottes selbst zu spüren. In seinen Worten die Stimme Gottes zu hören, in seinem Schicksal die Nähe Gottes zu erleben. Unser Glaube, unser Existenzverständnis, unsere Hoffnung hat in ihm seinen Grund. Darum nennen wir ihn Christus, auf Hebräisch Messias. Darum steht auf der großen Glocke, die in wenigen Tagen im Turm von St. Pankratius ihre Stimme ertönen lassen wird, der Satz des Apostels Paulus „Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes.“ Dieser Satz lautet vollständig: „Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.“ Das ist der inhaltliche Grund, warum wir ihn Sohn Gottes nennen; nicht die Vorstellung einer wundersamen Geburt. Noch einmal mit Paulus geredet: „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber.“ Das Kreuz Jesu Christi ist für uns das Symbol der umfassenden und abgrundtiefen Liebe Gottes. Es verbindet zeichenhaft vertikal Gott und Mensch, Ewigkeit und Zeit, Himmel und Erde, horizontal Mensch und Mensch, Mensch und Natur, Völker und Kulturen.

Es gehört zu den schrecklichsten und verhängnisvollsten Tragödien der Geschichte, dass jüdische Menschen Jahrhunderte lang das Kreuz als Symbol der Erniedrigung und der Verfolgung erleben mussten. Unter diesem Zeichen sind sie ausgegrenzt, diffamiert, vertrieben und ermordet worden. Wie hätten sie da den Christen abnehmen können, dass es für ihren Glauben das Symbol der unbedingten Liebe Gottes ist?!

Prälat Wyrwoll hat in seinem Vortrag „Die Päpste und die Juden“ das eindrucksvolle, eindringliche und bitter-demütige Gebet von Papst Johannes XXIII. zitiert:

„Wir erkennen an, dass viele Jahrhunderte der Blindheit unsere Augen bedeckt haben, dass wir die Schönheit deines auserwählten Volkes nicht mehr sahen und in seinem Gesicht nicht mehr die Züge unseres erstgeborenen Bruders wiedererkannten. Wir erkennen, dass das Kainszeichen auf unserer Stirne steht. Im Laufe der Jahrhunderte hat unser Bruder Abel in dem Blute gelegen, das wir vergossen, und er hat Tränen geweint, die wir verursacht haben, weil wir Deine Liebe vergaßen. Vergib uns die Verfluchung, die wir zu Unrecht aussprachen über dem Namen der Juden. Vergib uns, dass wir Dich in ihrem Fluche zum zweiten Male kreuzigten, denn wir wussten nicht, was wir taten.“

Diese Blindheit und Verblendung mit ihren grauenhaften Auswirkungen gilt für die Kirche und für die Christen in ihrer überwältigenden Mehrheit. Sie kennzeichnet den Hauptstrom der Theologie im Katholizismus wie im Protestantismus. Die wenigen Hellsichtigen waren einsame Rufer in der Wüste der Volksfrömmigkeit wie der Theologie, deren Stimme kaum ein Echo gefunden hat.

Die christlichen Bürgerinnen und Bürger Burgdorfs waren, wie hätte es anders sein können, genauso blind und verblendet, wie Johannes XXIII. es gesteht, als jüdische Familien in unserer Stadt Heimat suchten und fanden.

Wie konnte es zu jener Blindheit kommen, die den großen alten Papst so sehr gequält und bekümmert hat?

Die antijüdischen Vorurteile im Christentum mit ihrer schrecklichen Wirkungsgeschichte haben unterschiedliche Ursachen und Begründungen. Peter von der Osten-Sacken hat das hinsichtlich der Aussagen Martin Luthers dargestellt. Wolfgang Raupach-Rudnick hat das im Blick auf die Ausgrenzung der Juden aus der christlichen Mehrheitsgesellschaft geschildert. Beide Vorträge sind auf der Internet-Seite der Stadt Burgdorf nachzulesen.

Ich greife einen einzigen inhaltlichen Punkt auf, den ich für zentral halte. Das Hauptproblem liegt darin, dass die Kirche, dass das Christentum über Jahrhunderte hin das religiöse Existenzrecht Israels verneint hat. In Theologie, in Predigt und Unterricht ist ein negatives Bild der Juden und ihres Glaubens gezeichnet worden. Wir haben unser Selbstbewusstsein zu einem erheblichen Teil gewonnen aus der Ablehnung und der Verneinung des jüdischen Glaubens. Das Judentum wurde zum dunklen Hintergrund, von dem sich das Christentum leuchtend abheben konnte. Das bedeutet eine Identitätsfindung via negationis. Eine Selbstfindung auf dem Wege der Negation, der Verneinung, der Ausgrenzung, der Verachtung anderer – der Juden.

Die Jesusbewegung und auch die ersten christlichen Gemeinden mit ihrem Auferstehungsglauben und ihrem Glauben an Jesus als dem Messias waren zunächst innerjüdische Bewegungen. So wie es in jener Zeit eine ganze Reihe jüdischer Reformbewegungen und Traditionsbewegungen gegeben hat. Aber dann beginnt doch schon früh eine wechselseitige Abgrenzung, die sich an dem zweiten Satz der Kurzformel von Schalom ben Chorin festmachen lässt: „Der Glaube an Jesus trennt uns.“ Der Glaube an Jesus als den Messias.

Die eine Seite, die jüdische Seite hat argumentiert: „Ihr, die Christen, seid nicht die, die ihr zu sein behauptet; die messianische Gemeinde, in der das Reich Gottes angebrochen ist und gelebt wird. Die Welt ist nicht verändert, Schwerter sind nicht zu Pflugscharen geworden, die Welt ist ja erkennbar nach wie vor unerlöst, obwohl ihr sagt, mit Jesus sei der Messias gekommen und das Reich Gottes sei da.“ Die andere Seite, die christliche Seite hat argumentiert: „Ihr, die Juden, seid nicht mehr, die ihr zu sein behauptet, das auserwählte Gottesvolk. Ihr habt den Messias verworfen und damit eure ureigenste Bestimmung verloren“.

Die Tendenzen zeichneten sich ab: Wer sich als Jude verstand sollte nicht an Jesus Christus glauben. Wer an Jesus Christus glaubte, sollte nicht mehr innerhalb der jüdischen Tradition leben. Das bedeutete wechselseitige Abgrenzung. Es bedeutete auch wechselseitige Klarheit. Es handelt sich um eine geistig-religiöse Auseinandersetzung, der es freilich nicht an Schärfe fehlt.

Brisanz gewann diese Auseinandersetzung, als das Christentum im 4. Jahrhundert unter Kaiser Konstantin zur Staatsreligion wurde. Die Christen wurden zur dominierenden Mehrheit, die Juden blieben in der Rolle einer Minderheit. Die Kirche konnte ihren Wahrheitsanspruch nun mit Hilfe staatlicher Macht festigen und durchsetzen. Vergessen waren die Zeiten, in denen Christen wie Juden im römischen Reich als Minderheiten existierten, mal geduldet, mal verfolgt. Oft als Verursacher jedes Naturunglücks und jeder Epidemie beschuldigt und als Sündenböcke in die Wüste sozialer und gesellschaftlicher Isolation gejagt.

Für das Selbstbewusstsein der Christen freilich waren und blieben die Juden auch als Minderheit durch ihre bloße Existenz eine Infragestellung. Israel hatte ja rund zwei Tausend Jahre früher die Thora, die Weisung Gottes, empfangen und seitdem bewahrt. Die Tatsache, dass Israel in seiner überwältigenden Mehrheit den Glauben der Kirche nicht annahm, wirkte in der Christenheit wie ein stiller Zweifel an der eigenen Gewissheit. Die dadurch angefochtene Selbstgewissheit wurde nun je länger je mehr auf dem Wege der Negation, der Verneinung, der Ausgrenzung, der Verachtung der Juden gefestigt. Also durch Identitätsfindung via negationis.

Diese Sicht lässt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen: Die Kirche ist das wahre Israel, sie ist die legitime Erbin der Verheißungen Gottes. Sie ist an die Stelle Israels getreten. Das jüdische Volk hat religiös gesehen eine illegitime Existenz., es ist von Blindheit und Widersetzlichkeit gekennzeichnet. Seine Existenzberechtigung besteht nur noch darin, das lebendige Beispiel zu sein für das Gerichtshandeln Gottes und als Mahnung für die Christen dazustehen. Denn Israel ist seiner Erwählung untreu geworden, die Erwählung ist hingefallen. Sie gilt jetzt der Kirche, ihr allein.

Die mittelalterlich Kunst hat diese Sicht in Stein gehauen. Das ist zum Beispiel bis heute am Straßburger Münster zu besichtigen. Zwei Frauengestalten symbolisieren Kirche und Synagoge. Die Kirche erscheint in triumphierender Gestalt mit Kreuz, Kelch und Krone. Die Synagoge in gedemütigter Haltung mit verbundenen Augen, zerbrochenem Stab und gelöschter Lampe.

Diese Einstellung ist durch die Kirchengeschichte hin belegbar. Um nur einige Stimmen als Beispiele zu hören:

Bischof Melito von Sardes schreibt bereits im zweiten Jahrhundert über den angeblichen „Gottesmord“ der Juden, indem er die jüdische Gemeinde anredet: „Den Herrn hast du zugrunde gerichtet. Gründlich bist du zugrunde gerichtet worden. Und jetzt liegst du tot danieder.“ Damit spielt er auf die Zerstörung Jerusalems im Jahr 70 an und auf die Zerstreung des jüdischen Volkes.

Bischof Ambrosius von Mailand nennt die Synagoge im Jahr 388 „Ort des Unglaubens, Heimstatt der Gottlosigkeit, Schlupfwinkel des Wahnsinns, Satansburg“.

Was Martin Luther in seinen Schriften aus dem Jahr 1543 sagt, besonders in der Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“, das ist erschreckend und beschämend. Es liest sich weithin wie eine Anweisung für das, was in der Nazizeit geschehen ist. „Dass man ihre Synagogen oder Schulen mit Feuer anstecke, dass man ihnen den Talmud und ihre Gebetsbücher nehme, dass man den Juden das Geleit auf der Strasse ganz und gar aufhebe“, sie also für vogelfrei erklären soll. Am schrecklichsten die eingestreute Begründung „Und solches soll man tun, um unseren Herrn der Christenheit zu ehren.“

Selbst Adolf Hitler hat in seinem Buch aus dem Jahr 1925 eine quasi theologische Begründung für seine Judenfeindschaft gegeben: „So glaube ich heute im Sinne des allmächtigen Schöpfers zu handeln: Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn.“

Kardinal Faulhaber in München 1933: „Israel ist aus dem Dienst der Offenbarung entlassen. Sie hatten den gesalbten des Herrn verleugnet und verworfen, zur Stadt hinausgeführt und ans Kreuz geschlagen. Die Tochter Zion erhielt den Scheidebrief, und seitdem wandert der ewige Ahasver ruhelos über die Erde.“

Rudolf Bultmann 1954. „Israel war das erwählte Volk Gottes. Aber die Erwählung schwebte gleichsam immer nur als Bestimmung und Verheißung über ihm und vor ihm. ...Israel als ganzes aber ist wegen seiner Verwerfung Jesu selber verworfen worden. Die christliche Gemeinde ist das wahre Volk Gottes.“

Bultmann war einer der bedeutendsten Theologen des 20. Jahrhunderts, dessen 125 Geburtstag in diesem Jahr gefeiert wird. Er war ein entschiedener Gegner der Ideologie des Nationalsozialismus. Er hat sich in einem Gutachten gegen die Einführung des Arier-Paragrafen in der Kirche eingesetzt.

Aber im Blick auf Israel bleibt er auch noch im Jahr 1954 dem alten Klischee von der Enterbung Israels und der Beerbung durch die Kirche verhaftet. Das ist jenes Selbstbewusstsein, das die Christenheit als legitime Erbin des Glaubens

Israels verstand und manchmal auch heute noch versteht. Das Judentum dagegen als enterbt und seiner religiösen Legitimation beraubt.

Eine Theologie, die ihre Überzeugung nur unter Herabsetzung, Diskriminierung und Verneinung anderer und unter Verdrängung des eigenen Ursprungs ausdrücken kann, ist in der Tiefe von der Wahrheit der eigenen Sache nicht überzeugt. Ein Glaube, der durch Herabsetzung, Diskriminierung und Verneinung anderer sein Selbstbewusstsein gewinnt, ist in Wahrheit krank.

Diese Art des Urteils, man muss schon sagen des geistlichen Todesurteils über Synagoge und Judentum, hat schreckliche Folgen gezeitigt. Martin Stöhr hat gesagt, diese Art des Denkens via negativa habe zur via dolorosa, zum Leidensweg der Juden in der Geschichte beigetragen.

Als die ersten jüdischen Familien in Burgdorf ansässig wurden, trafen sie auf dieses längst vor Bultmann, Faulhaber und Luther durch die Jahrhunderte virulente und wirksame Klischee. Und sie trafen auf ein Grundmisstrauen, das Juden alles erdenkbar Üble zutraute. Im Mittelalter hatten sich ebenso abenteuerliche wie abergläubische Wahnvorstellungen an die theologischen Vorwürfe geheftet. Wenn eine Epidemie ausbrach, hieß es, die Juden haben die Brunnen vergiftet. Wenn ein Kind verloren ging, hieß es, Juden haben es entführt, getötet und sein Blut getrunken. Den Juden wurde angedichtet, sie würden Ritualmorde begehen. Es half nicht der Hinweis, dass Juden der Genuss von Blut verboten ist. Nicht einmal dann, wenn das Kind sich glücklicherweise wieder anfang, konnte das die Juden entlasten. Nach dem Motto: Aber zuzutrauen wäre es ihnen. Es bestand die Vorstellung, Juden würden in der Karwoche, Abendmahlshostien stehlen und sie mit einer Nadel durchstoßen, um so gewissermaßen Christus erneut zu töten. Der Verdacht, Juden würden ihren Eid nur gegenüber Juden einhalten, nicht aber gegenüber Christen, brachte sie von vornherein in den Ruf unredlichen Geschäftsgebarens. Martin Luther hatte diese Vorwürfe in seiner Schrift von 1523 „Dass Jesus ein geborener Jude sei“ samt und sonders als haltlos, aberwitzig und völlig unbegründet abgetan. Zwanzig Jahre später wärmt er alle diese Vorwürfe auf und nimmt sie für bare Münze. Um dann gegen seine offenbar vorhandenen inneren Zweifel anzufügen: „Und wenn sie es nicht tun, so haben sie doch den Willen dazu.“

Solchen wahnwitzigen Vorstellungen werden die ersten jüdischen Familien in unserer Stadt im letzten Viertel des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhundert nicht mehr begegnet sein. Wohl aber dem über Jahrhunderte gepflegten Grundmisstrauen „denen ist alles Üble zuzutrauen“, dem offenen oder geheimen Vorwurf „Christusmörder“ zu sein und jenem Klischee von Enterbung und Beerbung und dem damit verbundenen Hochmut der Christen. Die religiöse Ausgrenzung hatte eben auch soziale und gesellschaftliche Ausgrenzung zur Folge

Wulf Aaron darf 1689 in Burgdorf sesshaft werden. Er lebt und wohnt mit seiner Familie inmitten der Bürgerschaft. Aber er wird doch als Fremdkörper empfunden, fast als Eindringling.

Die erste tief verletzende Ausgrenzung und Diskriminierung erfahren er und seine Frau Lea, als 1694 ein Kind stirbt. Nach einigem Hin und Her darf das Kind an einem abgelegenen Ort, am Finkenherd, beigesetzt werden. Aber mit der Auflage, dass die Beerdigung „in aller Stille und ohne die unter Juden üblichen Zeremonien“ stattfindet. In die Erde gelegt werden darf der Leichnam des Kindes. Aber das Totengebet, der „Kaddisch“ darf nicht gesprochen und kein Psalm gesungen werden.

Ich stelle mir vor, eine deutsche christliche Familie, die in einem überwiegend von einer anderen Religion geprägten Land lebt, muss ein Kind zu Grabe tragen. Aber es darf nur weit ab vom Stadtrand beigesetzt werden und ein Begräbnislied zu singen oder den Psalm 23 und das Vater unser zu beten, wird strikt verboten.

Bereits 1691 hatte die „interessierte Bürgerschaft“ den Stadtrat mit dem Vorwurf konfrontiert, Aaron würde mit List und allzu günstigen Preisen die christlichen Kaufleute in den Ruin treiben. Es waren ganze zwei Kaufleute. Sie konnten ihre Vorwürfe nicht belegen. Aaron dagegen konnte alle Vorwürfe widerlegen. Aber Vorwürfe wurden trotzdem immer wieder einmal erhoben. Nach dem Motte „Zuzutrauen wäre es ihm.“

Trotz der Erfahrungen von Ausgrenzung und Misstrauen wird Wulf Aaron, so ist mit Grund anzunehmen, dankbar und froh gewesen sein, dass er sich in Burgdorf niederlassen konnte. Denn er war mit einem Schutzbrief ausgestattet. Ob er bereits vorher an einem anderen Ort als Schutzjude gelebt hat, wissen wir nicht. Der Schutzbrief, jeweils auf 10 Jahre ausgestellt und dann verlängerbar, gab ihm innerhalb der Judenschaft eine besondere Stellung. Er gehörte nicht oder nicht mehr zu den sogenannten „unvergeleiteten“ Juden, die nahezu vogelfrei waren und sich immer nur kurze Zeit, meist wenige Tage, an einem Ort aufhalten durften.

Die rechtliche Stellung eines Schutzjuden bedeutete einerseits Sicherheit für Leib und Leben, Erlaubnis zur Niederlassung und zur Ausübung eines Gewerbes, freilich mit erheblichen Einschränkungen, sie bedeutete andererseits eine Sonderstellung innerhalb der christlichen Gesellschaft, Schutzgelder waren an den Landesherrn zu zahlen; Bürgerrechte dagegen blieben versagt. Am Rechtsinstrument des Schutzbriefes wird deutlich, wie religiöse Urteile soziale und wirtschaftliche Benachteiligungen nach sich ziehen können. Kaiser Friedrich II hat im Jahr 1228 dieses Rechtsinstrument erfunden, indem er die Juden in seinem Reich zu „Skaven seiner Kammer“, seiner Finanzkammer, zu

„servi camerae regis“ erklärte. Seine Begründung: Die Juden haben Christus getötet. Als Strafe ist ihnen eine „ewige Knechtschaft“ unter dem Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation auferlegt.

Diese diskriminierende Rechtsstellung hatte freilich seinerzeit für die Juden zugleich auch eine positive Seite. Nach den Pogromen, den Vertreibungen und Morden während der vorangegangenen Kreuzzüge, bedeutete der Status „Schutzjude“ Schutz vor der Willkür des christlichen Mobs und vor der Raub- und Raffgier von Fürsten und Städten. Wer sich jetzt an den Juden vergriff, der vergriff sich gewissermaßen am Eigentum des Kaisers.

Das Recht „Schutzherr“ zu sein, wurde in den folgenden Jahrhunderten gegen entsprechende Geldzahlungen an Könige, Fürsten und Reichsstädte übertragen. Schutzherr der Juden zu werden, das versprach ein einträgliches Geschäft. Gleiche Bürgerrechte erhielten Juden im Königreich Hannover zum ersten Mal für kurze Zeit unter der Herrschaft Napoleons, der Hannover zum Königreich Westfalen schlug. In diesen wenigen Jahren war der Jude Lefman Meyer Municipalrat der Comune Burgdorf. Wahrscheinlich deswegen, weil er Französisch sprechen und mit den Beauftragten Napoleons verhandeln konnte. Schon 1814 aber wurden die Juden in hannoverschen Landen wieder zu Schutzjuden herabgestuft. Dieser Rechtsstatus hat bis zum Jahr 1842 Bestand gehabt. Schutzgelder mussten freilich auch dann noch weiter gezahlt werden. Erst die Verfassung des Norddeutschen Bundes vom 1869 verbürgte den Juden die gleichen Rechte und Pflichten wie den Christen.

Jahrhunderte lang war es der Traum der jüdischen Minderheit, den eigenen Glauben leben und gestalten zu können und zugleich in der christlichen Mehrheitsgesellschaft anerkannt zu werden. Respektiert als Angehörige einer anderen, einer alten und zugleich lebendigen Religion. Anerkannt als Menschen von gleichem Rang und gleicher Würde. Anerkannt als Bürgerinnen und Bürger mit gleichen Rechten und Pflichten. Anerkannt als Einheimische, die dazu gehören, die an diesem Ort ihre Heimat haben, die Burgdorfer, Celler, Braunschweiger oder Hannoveraner sind und als solche gelten.

Dieser Traum war immer wieder genährt worden durch die Erinnerung an Verfolgungen und Vertreibungen, die Juden in Europa im Mittelalter von den Kreuzzügen an und dann besonders im 13. und bis zum 16. Jahrhundert in Europa erleiden mussten. Und er wurde im alltäglichen Leben genährt durch Einschränkungen und Schikanen, die Juden zu erdulden hatten. Dafür zwei kleine Burgdorfer Belege.

Hermann Cohn, der letzte Vorsteher der Burgdorfer Synagogengemeinde, besaß eine Chronik der Familie, die leider vernichtet worden ist, als er zusammen mit seiner Frau Rosalie im Dezember 1941 nach Riga deportiert wurde. Vielleicht

war es auch einfach ein Stammbaum. Überlebende aus seiner Verwandtschaft wissen jedenfalls zu berichten, dass diese Aufstellung zeitlich bis ins 15. Jahrhundert und räumlich bis nach Spanien reichte. Die Vorfahren der Burgdorfer Familie Cohn gehörten demnach zu den Juden, die im Jahr 1492 durch Ferdinand und Isabella von Kastilien von der iberischen Halbinsel vertrieben worden sind. Die Alternative war Taufe oder Vertreibung. Und oft hieß sie im mittelalterlichen Europa gar Taufe oder Tod. Die Cohns sind dann wie viele spanische Juden in die Niederlande ausgewandert und von dort weiter nach Norddeutschland, vorzugsweise nach Ostfriesland. Im 18. Jahrhundert werden sie dann in Burgdorf ansässig. Ihre Ehepartner holen sie sich häufig aus Aurich und Jever, weil dort ein Teil der Verwandtschaft geblieben war. Dieses bedauerlicherweise verloren gegangene Dokument hat die Erinnerung der Cohns an Verfolgung und Vertreibung wach gehalten und dem Traum nach Anerkennung und Beheimatung Nahrung gegeben.

Einschränkungen und Schikanen: Im Archiv der Stadt befindet sich eine umfangreiche Akte mit dem Titel „Gravamina des Fleischer Amts zu Burgdorf contra die Schutzjuden“. Der Rechtsstreit über diese Beschwerden zieht sich über mehr als hundert Jahre hin. Juden durften selber schlachten oder auch eine Schlachterei betreiben, damit die jüdischen Familien koscheres Fleisch verzehren konnten, also Fleisch, das kein Blut mehr enthielt. Und Fleisch vom Vorderteil der Tiere. Wenn das Schächten misslang, durften sie das Fleisch an Christen verkaufen und ebenso Fleisch vom Hinterviertel, das Juden nach ihrem Gesetz verboten ist. Aber sie durften nicht dafür werben. Nicht das Fleisch in die Häuser der christlichen Familien bringen. Nur die Christen, die das Fleisch vorher bestellt hatten und es selbst beim Juden abholten, durften beliefert werden. Das hatte oft zur Folge, dass Fleisch verdarb und dass eine jüdische Familie erheblichen wirtschaftlichen Schaden erlitt. Genau darauf zielten die Beschwerden, die Gravamina der christlichen Knochenhauer, wie seinerzeit die Schlachter hießen, aber ab.

Es ist davon auszugehen, dass die Juden trotz mancher Schikanen und Einschränkungen Burgdorf als ihre Heimat empfunden haben. Schließlich wohnten einige Familien schon weit mehr als einhundert Jahre in der Stadt, als sie durch die sogenannte Judenemanzipation zu gleichberechtigten Bürgern und Bürgerinnen wurden. Das war für sie eine Befreiung und das hat sie in Aufbruchstimmung versetzt. Jetzt endlich konnten und wollten sie zeigen, dass sie zur Bürgerschaft gehören. Von daher ist es zu verstehen, dass sie in Burgdorf bereits im 19. Jahrhundert überproportional vertreten waren, als die Freiwillige Feuerwehr gegründet wurde. Ebenso beim Schützenverein. Viele von ihnen haben sich in unserer Stadt ehrenamtlich engagiert.

Viele Juden in Deutschland sahen den Ersten Weltkrieg als eine Chance, ihre Treue zum deutschen Vaterland unter Beweis zu stellen. Sämtliche jüdischen

Männer Burgdorfs im wehrfähigen Alter haben sich freiwillig an die Front gemeldet. Zwölf an der Zahl. Sechs von ihnen sind gefallen. Einer ist schwer verwundet, einer krank zurückgekehrt. Drei wurden mit dem eisernen Kreuz ausgezeichnet.

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts konnten sie den Eindruck gewinnen, wir gehören endgültig dazu. Louis Moosberg wurde Schriftführer in der Kriegerkameradschaft. Georg Jacobsohn war Sponsor beim Fußballclub Viktoria Burgdorf, sein Sohn Hermann Spielführer der 4. Mannschaft. Julius Cohn wurde zum Kassenführer der Schlachterinnung gewählt. Georg Jacobsohn, langjährig erster Mann an der Spritze wurde Adjutant in der Dreierführung der Feuerwehr. Paul Rosenberg wurde 1928 Schützenkönig. Im selben Jahr gehörten er und Georg Jacobsohn zu den Gründungsmitgliedern des Verkehrs- und Verschönerungsvereins. Im Jahr 1932 inserierten die Burgdorfer jüdischen und christlichen Kaufleute ganz selbstverständlich gemeinsam und warben für die „Weiße Woche“. Pastor Brandes, aktiv im internationalen Tierschutzbund, und Meyer Löwenstein, der jüdische Lehrer, Adoptiv-Vater von Ernst Pinchas Blumenthal, liebten es, an der Aue spazieren zu gehen und sich über Gott und die Welt und über die biblische Begründung des Tierschutzes zu unterhalten. Meyer Löwenstein war mit Schwester Anna, der Leiterin des Armenhauses, befreundet, brachte ihr Matzen und reparierte die elektrische Leitung. Und auch mit den christlichen Fleischern gab es nun nach langen Beschwerden ein kollegiales Abkommen. „Rabbi“ Meyer Löwenstein, der zugleich als Schächter wirkte, ging turnusmäßig reihum zu allen jüdischen und allen christlichen Metzgern und tötete Tiere auf die Juden vorgeschriebene Weise, damit alle Fleischer regelmäßig koscheres Fleisch für die jüdischen Familien anbieten konnten. Elisabeth Grimmert und Heinrich Frese haben mir erzählt, wie eindrucksvoll das Schächten vor sich ging: Meyer Löwenstein mit Kippa auf dem Haar, das Schächtmesser auf einem Samtkissen tragend spricht zuerst Gebete, verneigt sich vor dem Schlachtvieh, als wolle er um Verzeihung bitten, und dann nach einem Moment der Stille mit einem blitzschnellen Schnitt ist es geschehen, bevor das Tier einen Laut von sich geben kann.

Das klingt nun alles so, als sei es seit der Emanzipation der Juden in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für die jüdischen Familien in Deutschland und eben auch in Burgdorf immerzu harmonisch, ja fast idyllisch zugegangen. Dem war aber nicht so. Denn in der gesellschaftlichen und politischen Realität wirkten nicht nur weiter Benachteiligungen und Verdächtigungen fort. Ende des 19. Jahrhunderts brach vielmehr eine neue massive Judenfeindschaft auf, die nun freilich völlig andere Begründungen vorschob als es der Antijudaismus des Mittelalters mit seinen christlichen Motiven und seinen abenteuerlichen Anschuldigungen getan hatte. Diese Judenfeindschaft nennt sich nun Antisemitismus und konstruiert eine sich wissenschaftlich gebende Rassenlehre vom hochstehenden, edlen, kreativen, zur Herrschaft bestimmten Germanentum

und vom niedrigen, parasitären, nachäffenden, unkreativen, kriecherischen Judentum. Die aberwitzigen Vorurteile aus dem Mittelalter werden auf einer anderen Ebene wiederholt. Von geistiger Brunnenvergiftung ist die Rede. Bei jeder wirtschaftlichen oder sozialen Schieflage werden Juden als Verursacher vermutet und diffamiert. Hass auf die Mehrheitsgesellschaft wird ihnen unterstellt und der Wille, diese in den Ruin zu treiben. Ausgrenzung ist das Ziel und auch schon die Ausweisung aus dem übrigen vermeintlich gesunden Volkskörper. Im Jahr 1879 schreibt der Berliner Geschichtswissenschaftler Heinrich von Treitschke: "Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuths mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute wie aus einem Munde: die Juden sind unser Unglück!" In diesem geistigen Milieu wurzelte der krankhafte Verfolgungswahn Adolf Hitlers und sein abgründiger Hass auf Juden und auf alles, was er als jüdisch empfand. Im Nationalsozialismus sollte Treitschkes Satz „Die Juden sind unser Unglück“ zum geflügelten Wort und zur unhinterfragbaren Begründung für Entrechtung, Ausgrenzung und schließlich eines unvorstellbaren Massenmordes werden.

Die deutschen Juden hatten den Eindruck gehabt, die Herausforderung des Ersten Weltkrieges schweißte alle deutschen Staatsbürger zu einer Gemeinschaft zusammen. Der Krieg wirkt wie ein Schmelztiegel. Mit den Ausgrenzungen ist es endgültig vorbei.

Aber das erwies sich als Fehleinschätzung. Bereits unmittelbar danach regte sich wieder der Antisemitismus. Ralph Charbonnier und Wolfgang Raupach-Rudnick haben das anhand der Schriften von Dr. Bruno Italiener dargestellt. Ernst Pinchas Blumenthal beschreibt in seinem Roman „Die gläserne Wand“ wie sich diese Anfeindungen auch im Alltag seiner Heimatstadt Burgdorf zeigten und im Gymnasium Ernestinum in Celle. Das waren verletzende Nadelstiche. So bitter das immer wieder einmal erlebt wurde, dem Grundgefühl der jüdischen Familien konnte es keinen Abbruch tun, nicht dem Bewusstsein, hier sind wir zuhause, hier gehören wir zur Gesellschaft der Stadt, hier ist unsere Heimat. Das ist auch der Grund, warum nur wenige Burgdorfer Jüdinnen und Juden zu Beginn der Nazi-Herrschaft, als das noch möglich war, die Flucht in die Emigration angetreten haben.

Der Antisemitismus Adolf Hitlers, die Judenfeindschaft der Nationalsozialisten hat eine lange Vorgeschichte. Seine Wurzeln liegen im rassistischen Weltbild des 19. Jahrhunderts. Aber auch die latent weiter wirkende christlich begründete Ablehnung des Judentums bildete einen Nährboden. Sogar die wahnwitzigen Vorwürfe aus dem Mittelalter wurden in neuen Varianten aufgewärmt. Und doch war der nationalsozialistische Antisemitismus noch von einer ganz anderen „Qualität“, nämlich von einer mörderischen Brutalität. Antisemitismus mit dem öffentlich erklärten Ziel der Ausrottung eines ganzen Bevölkerungsteils,

Antisemitismus als Staatsdoktrin und als industriell geplanter und realisierter Massenmord, das war denn doch historisch erstmalig und auf eine schier unvorstellbar grausame Weise einmalig. In unserer sprachlichen Hilflosigkeit nennen wir dieses Geschehen, dem mindestens 63 jüdische Menschen aus unserer Stadt zum Opfer gefallen sind, Holocaust oder Shoa, Katastrophe. Und wir ahnen, dass kein Begriff diese Verbrechen und dieses Grauen wirklich zutreffend fassen kann.

In den unterschiedlichen Varianten des Antisemitismus wirkte sich stets ein psychologisches Grundmuster aus. Das eigene Selbstwertgefühl wurde gestärkt, indem jüdische Menschen herabgesetzt, diskriminiert und ausgegrenzt wurden. Jene Selbstbejahung durch Verneinung anderer, der Juden, die sich bereits in der Enterbungslehre der Kirche gezeigt hat, Identitätsfindung via negationis, sie wiederholt sich im Antisemitismus des Mittelalters wie der Neuzeit. Sie kulminiert im Rassewahn des Nationalsozialismus. Das eigene Selbstbewusstsein lebt vor allem von der Verneinung und Verteufelung anderer: Der deutsche, der germanische Herrenmensch wird zur Lichtgestalt stilisiert, indem andere, Slaven, Sinti und Roma, vor allem aber eben jüdische Menschen zu Untermenschen erklärt werden, zu Gestalten der Finsternis, die allenfalls eine Rolle als Arbeitssklaven der deutschen Herrenmenschen spielen können.

Wer, wenn nicht die christlichen Kirchen, hätte diesem Menschenbild widersprechen und widerstehen müssen?! Aber der Widerspruch ist nicht erfolgt. „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde.“ Das gilt ausnahmslos. Keineswegs nur für vermeintlich edle germanische Herrenmenschen. „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde!“ betont Jesus. Zum Auftakt unserer Ausstellung hat Der Kleine Chor das Liedoratorium „Dietrich Bonhoeffer“ aufgeführt. Darin spielt eine Aussage Bonhoeffers eine zentrale Rolle: „Ich glaube an die Universalität der Brüderlichkeit.“ In seiner Ethik hat Bonhoeffer geschrieben: „Die abendländische Geschichte ist nach Gottes Willen mit dem Volk Israel unlösbar verbunden, nicht nur genetisch, sondern in echter unaufhörlicher Begegnung. Der Jude hält die Christusfrage offen. Eine Verstoßung der Juden aus dem Abendland muss die Verstoßung Christi nach sich ziehen; denn Jesus Christus war Jude.“

Im Breslauer Sonntagsblatt ist im Jahr 1933 eine Vision abgedruckt worden, die in einer Zeit zunehmender Diskriminierung jüdischer Menschen die Christen an ihre jüdischen Wurzeln erinnern sollte und an die unaufkündbare Verbundenheit von Christentum und Judentum: „Gottesdienst. Das Eingangsglied ist verklungen. Der Pfarrer steht am Altar und beginnt: `Nichtarier werden gebeten, die Kirche zu verlassen.` Niemand rührt sich. `Nichtarier werden gebeten, die Kirche sofort zu verlassen.` Wieder bleibt alles still. `Nichtarier werden gebeten, die Kirche sofort zu verlassen.` Da steigt Christus vom Kreuz des Altars herab und verlässt die Kirche.“

„Christen und Christinnen müssen am Universalismus des Evangeliums festhalten, indem sie sich an der grenzüberschreitenden Liebe Jesu orientieren und einem falschen Partikularismus widerstehen, bei dem `Nation`, `Staat`, `Rasse`, `Blut` oder `ethnische Zugehörigkeit` zu letztgültigen Werten werden.“ So die Schlussfolgerung, die Heinrich Grosse beim ersten Vortrag unserer Reihe gezogen hat.

Angesichts einer bedrückenden und verhängnisvollen Geschichte christlicher Judenfeindschaft in Theologie und Volksfrömmigkeit steht eine schwierige Aufgabe vor uns. Ein äußerst schmerzlicher Prozess der Selbstaufklärung und der Selbstbesinnung ist nötig. Die Hannoversche Landeskirche hat lange gebraucht, bis sie sich in ihren kirchenleitenden Organen diesem Prozess ausgesetzt hat. Nach Diskussionen und Beratungen, die sich über fünf Jahre hingezogen haben und zu einer Sondertagung der Synode in Loccum geführt haben, hat schließlich im Jahr 1995 die Landessynode einmütig folgende zentralen Aussagen beschlossen:

„Wir beklagen die Schuld unserer Kirche an den Juden. Die Fehler und Versäumnisse belasten bis heute die Glaubwürdigkeit unseres Zeugnisses. Sie verpflichten uns, unsere Beziehungen zu Juden und zum Judentum neu zu bedenken und zu gestalten.

Angesichts der Schuld unserer Kirche in der NS-Zeit und erschrocken über die Wirkungsgeschichte der antijüdischen Vorurteile in der Christenheit sind wir dankbar für den Ertrag der bisherigen Bemühungen um ein neues Verständnis des Judentums und unseres Verhältnisses zu den Juden.

Dankbar sind wir auch dafür, dass nach Auschwitz jüdische Menschen sich bereit gefunden haben, mit uns gemeinsam die Schrift zu lesen. Diesem gemeinsamen Lesen und dem eigenen Hören auf die Schrift verdanken wir wichtige Einsichten.

So sind wir an die bleibende Verbundenheit von Juden und Christen gewiesen worden und haben gelernt, dass die Voraussetzungen des christlichen Antijudaismus unhaltbar sind. Gott hat seinen Bund mit Israel nicht gekündigt und sein Volk nicht verworfen, seine Erwählung bleibt bestehen.

Die Lehren aus der jüdenfeindlichen Geschichte der Christen zu ziehen und Theologie und kirchliche Praxis vor dem Horizont der bleibenden Verbundenheit von Juden und Christen zu erneuern, muss Anliegen unserer Landeskirche als Ganzer sein.“

Die theologische wichtigste Aussage lautet: „Gott hat seinen Bund mit Israel nicht gekündigt und sein Volk nicht verworfen, seine Erwählung bleibt bestehen.“ Das ist ein eindeutiges Nein zu jener verhängnisvollen Enterbungslehre. Dieses Nein ist freilich nicht neu. Es ist in aller Deutlichkeit bereits vom Apostel Paulus ausgesprochen worden. Es war wohl die Blindheit und Verblendung, von der Papst Johannes XXIII. gesprochen hat, die dazu führte, dass diese Paulusssätze Jahrhunderte lang überlesen oder nicht wahrgenommen wurden. Paulus im Römerbrief am Anfang von Kapitel 11: „Hat denn Gott sein Volk verstoßen? Das sei ferne! Gott hat sein Volk nicht verstoßen, das er zuvor erwählt hat.“ Und später: „Denn Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen.“ Und er redet dabei ausdrücklich von den jüdischen Menschen, die Jesus nicht für den Messias halten.

Im Dezember 1992 hatte ich als damaliger Vorsitzender der Gruppe Offene Kirche in der Landessynode zur Klausurtagung in Loccum zum Thema Christen und Juden einzuladen. Ich habe damals einen Krippenspruch von Kurt Ihlenfeld zitiert. „Kinder Gottes, eure Stunde hat in dieser Nacht geschlagen – Gott ist nun mit euch im Bunde, ihr dürft Vater zu ihm sagen.“

Und ich habe angefügt: „Es ist der Gott und Vater Jesu Christi, der Gott des Juden Jesus von Nazareth, der Gott Abrahams und Saras, Isaaks und Rebekkas, Jakobs und Leas und Rahels, der Gott Israels. Der, der `nun` mit uns im Bunde ist, war längst mit Israel im Bunde – und will und wird es auch bleiben. Fast ihre ganze Geschichte hindurch hat die Kirche diesen Zusammenhang verdrängt, jedenfalls was die theologischen, geistlichen und lebenspraktischen Konsequenzen angeht.“

Ich war gefragt worden, ob denn überhaupt Handlungsbedarf in Sachen Juden und Christen bestehe. Fünf Gründe habe ich damals genannt:

1. Unsere Landeskirche hat sich bisher aus dem in der Evangelischen Kirche laufenden Denk- und Klärungsprozess herausgehalten; zu unserem Schaden, wie mir scheint. Es wird Zeit, dass wir ins Gespräch eintreten.
2. Der neu sich regende Antisemitismus in Deutschland und vielen Ländern Europas zeigt, dass wir die Konsequenzen aus dem Holocaust noch nicht ausreichend gezogen haben. Das gilt auch für die protestantische Theologie. Die Grundströmung eines christlichen Antisemitismus ist erst noch aufzuhellen und kritische anzugehen.
3. Die Ausländerfeindlichkeit hat nicht zufällig auch Antisemitismus im Gefolge. Juden waren die Minderheit schlechthin. Ob wir es lernen werden, uns als fremd erscheinende Minderheiten zu achten, entscheidet sich unter anderem an unserem Verhältnis zu Juden und an unserem Verhalten ihnen gegenüber.

4. Wir sind gefordert, unser Verhältnis zu den anderen Religionen neu zu entdecken und zu bestimmen. Dieser zaghaft sich anbahnende Klärungsprozess setzt voraus, dass wir die einzigartige und unvergleichliche Beziehung und Verbundenheit von Kirche und Israel geklärt haben; oder doch wenigstens ein Stück weit aus der Unkenntnis und Verdrängung herausgeholt haben.
5. Vor allem aber geht es um unsere Identität, um die Stimmigkeit unseres christlichen Glaubens: Zur Identität unseres Glaubens gehört unerlässlich, dass wir uns seiner Herkunft aus dem Judentum und seiner Verwurzelung im Judentum bewusst sind – und Unterscheidendes fair benennen können. Zur Identität unsres Glaubens muss es gehören, dass wir ihn beschreiben und leben können, ohne Juden und andere als dunkles Gegenbild zu benötigen, ohne sie und andere zu diskriminieren, herabzusetzen oder in ihrem Glauben zu verletzen. Zur Identität unseres Glaubens sollte es gehören, dass wir ihn Auge in Auge mit Juden , also ohne jede Spur von Überheblichkeit, ausdrücken können.

Das wird uns Arbeit und schmerzhaft Prozesse bereiten. Beides ist nötig. Lassen Sie es uns sorgfältig und beharrlich angehen.“

Soweit mein Schreiben an die GOK-Synodalen. Am 16. August, im Kirchenjahr der Israel-Sonntag, hat Annette Charbonnier für ihre Einführung als Pastorin der Paulus-Gemeinde folgendes Gebet formuliert:

„Gott, du bist der Gott Israels und unser Gott.

In dem Juden Jesus bist du unser Bruder geworden.

Tief verbunden sind wir mit deinem erstberufenen Volk Israel und so bitten wir dich:

Für den Staat Israel, seine Bewohner und Nachbarn, dass niemand mehr um sein Leben fürchten muss, dass gegenseitiges Vertrauen einzieht in das Verhältnis von Juden, Christen und Muslimen, dass ein gerechter Frieden gefunden werde für die ganze Region des Nahen Ostens.

Gott, wir bitten dich für das Miteinander von Juden und Christen überall und auch in unserem Land, dass wir Misstrauen und Ablehnung überwinden, Verbindendes entdecken und Trennendes in Achtung und Toleranz ertragen.

Hilf uns, gemeinsam in der Liebe zu Dir zu leben und nach deinem Willen zu fragen.“

In diesem Gebet sind wichtige Gesichtspunkte knapp und klar genannt, an denen unser Denken, Reden und Tun zu orientieren ist.